Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

im Verlage von Albert Langen in München erschienen. Dieser Verlag verdankt Hamsun geradezu seine Entstehung. Dem Dichter war sein erster Roman „Mysterien“ von allen Verlegern zurückgesandt worden. In Paris gab er das Buch dem jungen Albert Langen zu lesen, der davon so begeistert war, daß er sofort beschloß, es zu veröffentlichen und dazu einen eigenen Verlag zu gründen. So begann der inzwischen zu großer Bedeutung gelangte Verlag Albert Langen, und so wurde Knut Hamsun in Deutschland eingeführt. Habent sug fata libelli. — K. G. Wndr.

Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

In dieser Rubrik gedenken wir — soweit sie uns zu Gesichte kommen — alle wichtigeren Urteile über schweizerische Kultur zu veröffentlichen. Wir werden dabei sowohl die anerkennenden wie die ablehnenden Urteile zum Abdruck bringen, um ein den Tatsachen entsprechendes Bild zu geben und der so oft geübten einseitigen Schönfärberei zu begegnen.

Lysanders Mädchen. Ein greiser Paris. Von J. V. Widmann.

Premiere am 22. September im Wiener Burgtheater.

An solch einem Theaterabend glaubt man, dieser Theatersaal sei zu groß und zu prunkvoll. Das liegt aber nur an den Stücken, die man spielt. Sie sind zu klein und schmucklos.

An solch einem Abend merkt man, daß im Aufrauschen des Vorhanges eine Geberde von großer Verheißung ist, und in seinem Niederfallen etwas vom wuchtigen Hammerschlag des Schicksals. Man merkt das, weil die Verheißung dreimal gegeben wird, und dreimal unerfüllt bleibt; und weil der Hammer des Schicksals dreimal niedersaust, aber lautlos, wuchtlos, nur ein wenig schimmernden Staub von der Szene fegt. Zwischen den beiden weitausholenden Geberden des Vorhanges vollzieht sich ein Nichts von Geschehnissen, ein blasses Herdämmern von blassen Gestalten, ein dünnes Zirpen von feinen bleichen Worten.

An solch einem Abend werden die äußerlichen Dinge des Theaters sichtbar, treten hervor, sprechen ihren unerfüllten Sinn aus, zeigen ihre leer gebliebene Form und lassen uns damit erkennen, wonach diese Form im tiefsten verlangt: die Form des Theaters: nach Ereignis und Wirkung, nach Schwung und Tempo, nach Aufruhr und Temperament. Man soll Theater spielen.

Aber das ungefähr Anmutige, das tändelnd Zierliche, das in Halbtönen Dämmernde, in novellistischen Finessen Flüsternde, das liebhaberisch mit den Fingerspitzen über delikate Beiläufigkeiten Streichelnde, das im Unmerklichen Genießende, zwingt die Form der Szene nicht, füllt sie nicht aus, bewältigt sie nicht. Wenn der Vorhang aufrauscht, soll man Theater spielen. Aber man soll auf dem Theater nicht mit dem Theater spielen.

Zwei anmutige Zierlichkeiten sind die beiden kleinen Stücke von Widmann. „Lysanders Mädchen“ wird ein historisches Lustspiel genannt; aber es spielt nicht mit der Historie, es lehnt nur eine winzige Epigrammweisheit ganz beiläufig an irgendeine Gestalt aus der Geschichte. Diese Gestalt wird nirgends plastisch, wird nirgends zum Leben erweckt, steht unwichtig in den Winkeln des Lustspiels herum. Dem siegreich heimkehrenden

Sparter sendet der Tyrann von Syrakus ein Unterhändler. Weil man aber den strengen Sinn des Lakedämoniers kennt und fürchtet, er werde alles, was nach Bestechung schmeckt, zurückweisen, bringt der Unterhändler für Lysander nichts an Geschenken, für Lysanders Töchter aber Prunkgewänder, die mit köstlichen Edelsteinen geschmückt sind. Lysander hat eine junge athenische Kriegsgefangene im Hause. Mit der redet er es ab: wenn sie die beiden Mädchen dahin bringt, daß sie der Verführung des Putzes widerstehen, sich als echte Spartanerinnen zeigen und freiwillig den üppigen Tand zurückweisen, dann will er der Athenerin zum Dank dafür die Freiheit schenken. Die junge Athenerin aber begehrt, wie nie vorher, frei zu sein. Denn in dem Boten aus Syrakus hat sie den Geliebten ihrer Kindertage wieder erkannt. Nun ist sie schlau: redet den beiden Töchtern Lysanders ein, die Kleider seien . . nicht mehr in Mode. Vor zwanzig Jahren habe man dergleichen in Athen getragen. Jetzt sei das doch nur mehr für Provinzlerinnen gut. Und richtig, die Mädchen . . . muß ich's zu Ende erzählen, wie Spartas rauhe Anspruchslosigkeit ihren alten Ruhm bewährt, und wie die Athenerin mit ihrem Liebsten frei ausgeht? Ein Konfliktchen. Eine Geringfügigkeit von einem Konfliktchen.

Das zweite Stück: „Ein greiser Paris". Drei edle Damen in Bologna, selbstverständlich im Bologna der Renaissance, haben bemerkt, daß ein alter, gelehrter Mann all ihnen dreien von ferne mit verliebten Blicken und mit mancherlei anderen Zeichen der Neigung huldigt. Sie wollen den Verwegenen strafen, wollen ihn beschämen, ihm zeigen, daß eine von der anderen die Vielseitigkeit seines Herzens erfahren habe, wollen ihn auch ein wenig lächerlich machen. Sie locken ihn auf eine Terrasse eines Landhauses, er glaubt, nur die eine hier zu treffen, und findet sich allen dreien gegenüber, die ihm nun eröffnen, daß er vor ihrem „Tribunal" Rede und Antwort stehen müsse. Er tut es, so schlagfertig, so milde, so fein, nimmt das Recht des Alters, sich noch einmal am Duft des Frühlings laben zu dürfen, so zart in Anspruch, daß die drei Damen gerührt werden. Eine von ihnen küßt ihn sogar. Und während er ein Veilchen in den Händen, diesen Kuß einem Veilchen vergleicht, das um die Weihnachtszeit erblüht ist, saust der Vorhang über Veilchen und Vergleich hernieder.

Heben wir diese zwei zarten, für das Theater viel zu zarten Stücke von der Szene, besehen wir sie in der Nähe genauer, halten wir sie behutsam zwischen den Fingern, wie der greise Paris dort oben sein von ferne gar nicht mehr sichtbares Blümchen zwischen den Fingern gehalten, dann merken wir freilich, wie viel feine Farben in diesen Versen schimmern, welch ein leiser, süßer Duft ihnen entströmt. Wir sehen dann die Weichheit ihrer Linie, die gewichtlose Grazie ihres Baues. Ein feiner, edler Geist redet dann, ganz nahe an unserem Ohr, mit einer kultivierten, feinen Stimme. Der Geist Widmanns, des nobeln Dichters, der heute, ein Siebzigjähriger beinahe, einen alten, langsam aufgeblühten, still sich ausbreitenden Ruhm genießt. Ein Künstler, der auf den Kulturwegen Hermann Grimms und Jakob Burckhardts wandelt. Zeitungsredakteur und Kritiker in Bern. Am Fuße der Alpen lebt er dort, an der Schwelle Deutschlands, aber sein Antlitz und sein Blick ist über das Oberland hinweg Italien zugewendet. Von der anmutigen Laune des Boccaccio ist in seinem „Greisen Paris" ein Hauch zu spüren, und von der süß amorosen Plauderkunst des Cinquecento ist in diesem Gedicht ein Abglanz. Dennoch: in beiden Stücken merkt man es, an diesen tändelnd bewegten Figuren, an diesen winzigen, zierlich gedrehten Konflikten, wie hier

ein subtiler Kenner — nicht für das Theater gearbeitet — sondern mit dem Theater gespielt hat. Auf einer Liebhaberbühne, in einem kleinen Raum, in einem Garten auch, mag es sein, daß ein paar Dutzend kultivierter Zuhörer die intimen Reize dieser sordinierten Dichtungen genießt. Aber ich kann es bei alledem verstehen, daß man im Burgtheater auch dem Meister Widmann einmal Referenz erweisen wollte.

Felix Salten. Die Zeit, Wien.

Die drei Einakter, die, zu einem Strauß vereinigt, heute im Burgtheater zum erstenmal aufgeführt wurden, haben sich schon durch ihr reizendes historisches Kostüm die Gunst des Publikums erobert. „Lysanders Mädchen" von J. V. Widmann läßt aus dem rauhen Sparta des peloponesischen Krieges ein anmutiges Lustspiel aufblühen. Der furchtbare Kriegsheld Lysander, eben jener, der nach einem seiner Siege dreitausend athenische Gefangene hinrichten ließ, kommt in arge Verlegenheit, als der befreundete König von Syrakus durch einen Gesandten seinen sehr jungen, spartanisch ungezogenen Töchtern prächtige, mit Edelsteinen übersäte Gewänder schickt. Melitta, eine athenische Kriegsgefangene, die in dem fremden Gesandten Philostratos ihren Jugendgeliebten erkennt, rettet den König durch ihre Klugheit aus der bösen Situation, indem sie seinen Töchtern einredet, Schnitt und Farbe der prachtvollen Gewänder seien in Athen längst nicht mehr modern. Nun weisen Leukippe und Leontis das Geschenk entrüstet zurück. Spartas Ruf ist gerettet. Melitta erhält zum Lohne ihre Freiheit und zieht mit Philostratos in ihre Heimat. Die feine, mehr attische als spartanische Ironie des Lustspiels wurde von den Darstellern, Herrn Heine als Lysander, Fräulein Wagner als Melitta, Herrn Devrient als Philostratos und den Fräulein Kutschera und Hofteufel als den ungebärdigen Spartanermädchen, trefflich zum Ausdruck gebracht. Der zweite Einakter, „Ein greiser Paris" von J. V. Widmann, ist eine dramatische Plauderei, die in der Zeit der Frührenaissance spielt. Der greise Poet Alberto, der es wagte, auf die drei schönsten adeligen Damen Bolognas Blick und Gebärde verehrungsvoll zu richten, soll von ihnen, den spöttischen Schönen, bei einem Besuche für seine Kühnheit bestraft werden. Der Poet versteht es jedoch, durch den Zauber seiner Rede und die ungealterte Anmut seiner Seele, die Herzen der Damen umzuwandeln und zu rühren, so daß ihm schließlich Lohn statt Strafe wird. Hartmann hat der Figur des greisen Dichters mit seiner chevaleresken Kunst auch die Gunst des Publikums gewonnen. Die Damen Wohlgemuth, Albach-Retty und Wagner waren ein Trio von Grazie und Schönheit. Der Dichter wurde nach beiden Einaktern so lebhaft akklamiert, daß Herr Thimig in seinem Namen wiederholt danken mußte.

Neue Freie Presse, Wien.

Bei militärischen Leichenfeiern wird der Kondukt mit einem Trauermarsch zu Grabe geleitet, und nach den drei Ehrensalven stimmt die Musikkapelle einen Walzer oder Parademarsch an. Fast ging es dem Burgtheater ebenso. Man hatte kaum Zeit sich umzukleiden, und schon begann eine Lustspielpremiere an der Stätte, wo Kainz gewirkt. Drei Einakter, zwei von J. V. Widmann und einer von Oskar Blumenthal, gingen in Szene. Das Haus aber folgte dem Szenenwechsel nicht so schnell, wie es das unerbittliche Programm vorschrieb. Schon tönten Widmanns graziöse Verse von der Bühne, und noch immer lag Trauerstimmung über dem Publikum. Um so höher ist es dem Berner Poeten anzurechnen, daß es ihm doch gelang, erst Aufmerksamkeit und dann freundlichen Dank sich zu erzwingen.

Weltbewegendes wird ja in den beiden Stückchen nicht abgehandelt. Das kleine „Lysanders Mädchen“ ist in Frankfurt und anderswo oft gespielt worden. Noch dünner an Handlung ist der „greise Paris“. Drei vornehme junge Damen aus Bologna wollen einen Justizakt vollziehen an einem sechzigjährigen Poeten, der sich herausnimmt, trotz seinem niederen Stande und seinen Jahren die Augen zu ihnen zu erheben und noch dazu zu allen dreien auf einmal. Die eine lockt den Alten zu einem vermeintlichen Stelldichein in ihre Villa. Dort aber erwarten ihn alle dreie und legen ihm die kitzligen Fragen vor: warum überhaupt in seinem Alter, warum dreie auf einmal und warum gleich drei Aristokratinnen. Sie hoffen ihn gründlich zu beschämen. Aber der Alte weiß alle drei Fragen so zart, geistreich und poetisch zu beantworten, daß ihn schließlich ein Kuß und die Einladung zum Besuche von allen dreien lohnt. Nichtigkeiten, gewiß. Aber wie graziös gemacht, wie leicht und spielerisch und dabei wie warm! Das ist das Entscheidende. Ein bißchen Herzblut des Poeten ist doch hineingetröpfelt in das Bekenntnis des Alten, daß auch unterm weihnächtlichen Schnee noch Veilchen blühn, wenn nur der Boden gesegnet ist.

Frankfurter Zeitung.

Fortunatus. Roman von Hermann Kurz.

Das ist kein Roman, sondern eine Art Rhapsodie. Schon äußerlich: die ganze Erzählung in kurzen, abgerissenen Sätzen, von denen fast jeder einen eigenen Abschnitt bildet. Und diese Sätze kommen heraus wie hastige Atemstöße aus einem gequälten Herzen. Es ist die Geschichte eines jungen Bauernsohnes, der an sich erfährt, „daß Leiden Menschenlos und Ausharren Menschenwürde“, „daß alles Leben Leiden, endloses, immerwährendes Leiden ist“. Alles schlägt Fortunatus fehl; er hat eine schwerfällige Natur, ein sorgenvolles Gemüt, und seine Sehnsucht nach Höhen bleibt ungestillt, so daß ihn endlich nur noch verlangt, „in dem unendlich Großen und Weiten des Erdenrunds verloren zu gehen, darin zu versinken wie ein Stein im Meer“. Man wird wohl bezweifeln, ob ein Bauer so fühlen und denken kann, wie H. Kurz ihn fühlen und denken läßt, und ich kann mir nicht wohl einen Bauernburschen vorstellen, der hinausjubelt: „Was auch kommen soll, zuletzt ist es Sonne und Glück, und ausharren ist Menschenwürde.“ Es ist viel zu viel in die Bauernseele hineingelegt, oder jedenfalls, was unbewußt im tiefsten Grunde einer Bauernseele sich vielleicht regen mag, ist herausgetüftelt. Ein nervös zappeliger Bauernsohn ist allerdings eine neue Erscheinung in der Heimatkunst. Ich meine, Kurz hat sich im Stoff vergriffen und hat, was offenbar sein Herz bewegte, einem ungeeigneten Objekte unterlegt. Man kommt denn auch aus dem Zwiespalt nicht heraus, und was in einem anderen Gesellschaftskreise erträglich wäre, ja sogar ergreifend wirken könnte, das verstimmt hier, und so wirkt das Buch noch unerquicklicher, als es an und für sich schon ist. Zwischen die seelischen Überstiegenheiten schiebt Kurz ganz realistische, außerordentlich scharf gesehene und ebenso scharf wiedergegebene Szenen aus dem Bauernleben ein, deren Derbheit über die bei Jeremias Gotthelf noch hinausgeht. Wir erleben die Geburt eines Kalbes, nehmen teil an zwei mißlungenen Versuchen eines Bauern, sich zu erhängen, und an einem gelungenen und feiern eine Bauernhochzeit mit, deren Wüstheit fast zum Erbrechen ist. Aber auch diese Szenen sind nicht eigentlich erzählt. Man hat den Eindruck, daß der Verfasser eigene Not sich aus dem Herzen losgerissen und in Grimm und Erregung mit groben Würfen

hinausgeschleudert hat, ehe er selbst ruhig geworden war. Die Dorfgeschichte verlangt aber mehr als jede andere Geschichte Erzählerkunst, was durchaus nicht dasselbe ist wie Breite, die manche Dorfgeschichtenschreiber zu glauben scheinen; sie widerstrebt aber ganz und gar dem aufgeregten Ton, der eine Zeitlang in unserer Literatur Mode gewesen ist. Die Verfasser mögen es glauben oder nicht: sie erreichen damit das Gegenteil ihrer Absicht, verstärken nicht den Eindruck, sondern schwächen ihn ab. Das ist auch hier der Fall. Daß im übrigen keine alltägliche Feder hier am Werke ist, zeigt sich überall, und die besondere Begabung des Verfassers für Bauerngeschichten ist an mancher ausgezeichneten Charakteristik erkennbar.

R. Weitbrecht. Lit. Echo, Berlin.

Oskar Baum. Das Leben im Dunkeln. Axel Juncker, Verlag, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

In diesem Buche liegt die Geschichte einer Kindheit, die, wie der Titel es antönt, im Dunkeln gelebt wurde. Als der blinde Dichter Oskar Baum vor Jahresfrist in seinem Buche „Uferdasein" Streifzüge in das Leben der Blinden unternahm — der junge Prager Max Brod war damals sein verständiger Führer und Weggefährte — da ging es wie köstliches Erwachen durch die Herzen der Leser. Jene Einblicke in das Seelenleben der Blinden waren Predigten, wie sie kaum jemals an unser Ohr gedrungen. Und nun schenkt uns der blinde Dichter, der kaum die Mitte der Zwanziger überschritten, einen Erziehungsroman (um das Buch gleich zu klassieren), die Geschichte einer Kindheit, wie noch keiner aus jener dunkeln Welt uns eine gab.

Was ist uns, die wir sehend sind, ein Blinder, dem wir auf der Straße begegnen, geführt von seinem Kinde, seiner Schwester oder seinem Vater, der, langsam tastend, den Stock vor seinen Fuß setzt und so durch die Welt zu gehen verurteilt ist? Wir treten zur Seite, um ihn an uns vorübergehen zu lassen, und wenn wir ihm tagtäglich begegnen, tragen wir täglich ein schmerzendes Stück tiefen Mitleids nach Hause, wir bedauern dieses Menschen Schicksal, das ihm das Schönste, das wir Sehende kennen, das Licht des Auges, raubte. Blind sein, sagen wir, ist schlimmer denn der Tod. Ein schwarzer tiefer Abgrund liegt doch vor den Schritten der Blinden, und jede kleinste Stufe kann dieser Abgrund sein. Und wenn sie aufblicken wollen nach der Sonne, die uns blendet, starren sie in schwarze Nacht. Das Leben, das nicht sehen kann, sagen wir, ist kein Leben. Und die im Dunkeln wandeln müssen, wandeln im Tod. Denn zur Lebensfreude gehört das Licht, das freudige, schimmernde, verklärende. So sagten und dachten wir. Und so konnten wir nur denken, weil wir den Blinden stets auswichen, um sie nicht unnötigerweise an ihr trübes Dasein zu gemahnen.

Da kommt plötzlich, kometengleich, einer aus jener dunkeln Welt zu uns, nimmt uns bei der Hand und führt uns hinab in diese Unterwelt, wo weder Licht ist noch Freude.

Wo weder Licht ist noch Freude? Wer